

Thomas Brasch: Gesammelte Prosa. Hg. von Martina Hanf

Alles anders machen

Von Cornelius Wüllenkemper

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 26.01.2025

Der Schriftsteller, Dichter, Filmemacher und Dramatiker Thomas Brasch eckte an, sowohl im Osten als auch im Westen. Die gesammelten Prosa-Schriften dieses erklärten Individualisten werfen jetzt ein neues Licht auf die Debatte über die vermeintlich richtige Erinnerung an die DDR. Als Herausgeberin des Bands fungiert die auf das Werk von Thomas Brasch spezialisierte Kuratorin und Literaturwissenschaftlerin Martina Hanf. Martina Hanf ist bereits am 2. Februar 2024 gestorben. Die Arbeit an der jetzt vorliegenden Sammlung konnte sie noch vollenden.

Ist „der Osten“ tatsächlich „eine westdeutsche Erfindung“? Oder wird die DDR heute vielmehr „auf vielen Ebenen und von vielen Akteuren verharmlost“? Wer sich in der erhitzten Debatte um die vermeintlich richtige Erinnerung weder Dirk Oschmann noch Ilko-Sascha Kowalczyk anschließen mag – ersterer spricht von Erfindung, zweiterer von Verharmlosung –, der wird in Thomas Braschs Prosa eine neue Perspektive entdecken. Brasch lebte in beiden deutschen Staaten und fühlte sich als Mensch, Staatsbürger und als Künstler in keinem der beiden aufgehoben. Zugleich wehrte er sich zeitlebens gegen pauschale Aussagen über das Leben dies- oder jenseits der Mauer.

„Das Thema eines Schriftstellers ist nicht das Land, in dem er lebt, sondern das Problem, das er hat.“

...ließ Thomas Brasch 1976 kurz nach seiner Ausreise in die Bundesrepublik wissen. Probleme hatte der bekennende Individualist und kompromissloser Künstler zur Genüge, im Osten und im Westen. Brasch kam 1945 als Sohn jüdisch-stämmiger Exilanten in England zur Welt. Als er drei Jahre alt war siedelten sie mit ihm nach Ostdeutschland um. Sein Vater hatte sich als überzeugter Kommunist früh um den Aufbau der Freien Deutschen Jugend verdient gemacht und stieg zum stellvertretenden Minister für Kultur der DDR auf. Seine Mutter, Gerda Brasch, arbeitete als Journalistin für eine große Tageszeitung der jungen sozialistischen Republik. Ihren ersten Sohn Thomas schickten sie im Alter von 11 Jahren auf eine Eliteschule der Nationalen Volksarmee. Eine Schlüsselerfahrung, an die sich Brasch Jahrzehnte später noch in seinem Tagebuch erinnert.

Thomas Brasch, Martina Hanf (Hg.)

Du musst gegen den Wind laufen. Gesammelte Prosa

Suhrkamp Verlag, Berlin

877 Seiten

42 Euro

„Tatsächlich kommt mir die Kadettenschule jetzt oft in den Sinn: Der Schlafsaal mit seinen 25 weißen Betten, der Geruch des gebohnerten Fußbodens, die ekelhafte Aussicht, mit niemandem sprechen zu können. Am Abend kam einer und gab mir hastig zu verstehen, dass beschlossen ist, meinen Stolz, die Überheblichkeit gegenüber Mitschülern und Vorgesetzten zu brechen durch Isolation. Wer mit mir spräche, werde von der gleichen Maßnahme getroffen.“

Exmatrikuliert, zensiert und inhaftiert

Die Isolation, die Reibung an seiner Umwelt, das Ausscheren aus dem Kollektiv prägen den Menschen und Schriftsteller Brasch bis zu seinem frühen Tod im Alter von nur 56 Jahren. Wie aus dem Sprössling einer sozialistischen Vorbildfamilie ein so genannter Republikfeind werden konnte, der exmatrikuliert, zensiert und inhaftiert wurde, lässt sich jetzt erstmals ebenso detailliert wie anschaulich in Braschs gesammelten Prosaschriften nachverfolgen. Als die Kadettenschule 1960 aufgelöst wurde, notierte der damals Fünfzehnjährige die „Zehn Gebote“ seines Lebens. Darunter:

„Du musst 5 Bücher auf einmal lesen können
Du musst auf dem letzten Loch laut pfeifen können
Du musst Dir einbilden können, alles zu sein
Du musst gegen den Wind laufen können, bis Du nicht mehr atmen kannst“

„Du musst gegen den Wind laufen“ – dieses leicht verkürzte Zitat des Kadetten Brasch wählte die Herausgeberin, Archivarin und langjährige Brasch-Expertin Martina Hanf als Titel des knapp neuhundertseitigen Prosa-Konvoluts. Dafür erschloss sie das Werk-Archiv, das der Autor bereits zu Lebzeiten der Akademie der Künste in Berlin vermachte. Daraus ging bereits ein Band mit Interviews und 2015 eine Sammlung mit rund 700 Gedichten hervor. Der jetzt vorliegende Prosa-Band vereint erstmals fast alle Erzählungen sowie eine Großzahl an essayistischen Schriften zwischen 1956 und 2000. Einiges davon ist bereits zu Lebzeiten, anderes verstreut posthum veröffentlicht worden – und doch gibt es in diesem sorgfältig edierten und umfassend kommentierten Sammelband viel Neues zu entdecken. Bisher unveröffentlichte Schriften aus Braschs Anfängen als Autor zeigen, wie sich sein messerscharfer, zuweilen spröder Stil entwickelte, mit dem er seine Umwelt eher sezierte als nacherzählte.

„Im Bus - Der Motor arbeitet gleichbleibend rhythmisch. Etwa bei Mitte der Fahrzeit steigt die Anzahl von Schlafenden. Sie sinken in sich zusammen, ihr Rücken beugt sich, das Kinn fällt auf die Brust. Durch halboffene Lider blicken sie auf ihre Knie. Von Zeit zu Zeit schrecken sie auf im Glauben, das Reiseziel schon erreicht zu haben.“

Anfang der Sechzigerjahre – die mittlerweile fünfköpfige Familie Brasch lebte inzwischen in Ost-Berlin – verfasste Thomas Brasch neben Gedichten auch erste Erzählungen. Bereits hier zeichnen sich die Themen ab, die Brasch als Mensch und als Autor ein Leben lang beschäftigen werden: Das Spannungsverhältnis zwischen Mensch und Maschine, zwischen Leben und Arbeiten, zwischen kollektiver Erwartung und individueller Freiheit. In „Schrei lauter, Engel“ erzählt Brasch mit gerade einmal 16 Jahren die ziemlich düstere Geschichte eines Streckenwärters, der nach einem langen Arbeitsleben vergeblich auf Anerkennung und Beförderung hofft und sich darüber schließlich zu Tode schuffet.

Thomas Brasch ging es um das Verhältnis zwischen Staat und Individuum

In „Fahne am Haus“ berichtet er von einem jungen Mann, der an einem Staatsgebäude Flaggen anzubringen hat, mit denen ihn „nichts verbindet“, und der stattdessen auf der Leiter stehend einem Mädchen hinterherträumt.

„Die Fahne mit einer Hand haltend aber sah er, dass das Mädchen schon weit war und er erkannte nur noch das unermesslich schöne Blau des Mantels, als die Fahne von einem Windstoß erfasst wurde und nach hinten umschlug. Krampfhaft hielt er sich an ihr fest und sah nur noch das Blau des Mantels und die wunderschönen verweinten Augen, als er vorbei an allen Fenstern und Fahnen in die Tiefe stürzte, die er nicht mehr spürte. Das letzte, was er spürte, war, dass er die Fahne losließ und einen unwahrscheinlich großen Himmel über sich sah, den er vorher nie bemerkt hatte.“

Bereits in diesem frühen Stadium scheint sich abzuzeichnen, dass Braschs Blick auf seine Umwelt und vor allem auf das Verhältnis zwischen Staat und Individuum mit den kulturpolitischen Vorstellungen und den ideologischen Denkschablonen im jungen SED-Staat kollidieren musste.

Wie Brasch diese Konflikte immer wieder ausfocht, lässt sich im biografischen Abriss im umfänglichen Anmerkungsapparat des Prosa-Konvoluts nachverfolgen. 1964 beginnt Brasch ein Journalistik-Studium in Leipzig und wird nur ein Jahr später exmatrikuliert wegen „existentialistischer Anschauung und Verunglimpfung führender Persönlichkeiten.“ Brasch arbeitet als Packer, als Kellner und im Straßenbau, schreibt parallel Gedichte, Erzählungen und Theaterstücke. Seine Inszenierung des Vietnamprogramms „Seht auf dieses Land!“ an der Volksbühne Berlin wird nach der Generalprobe abgebrochen und verboten. Zur gleichen Zeit notiert Brasch eine im vorliegenden Band erstmals veröffentlichte „Badeordnung in zehn Geboten.“

„Du sollst schwimmen mit deines gleichen Schwimmer, die den gleichen Stil bevorzugen, schließen sich in Riegen zusammen.
Die, die sich in einer Riege zusammentaten, demonstrieren ihre Zugehörigkeit zu ihr durch das Tragen gleichfarbiger Badehose.
Das Entfernen (Voran- oder Hinterherschwimmen) ist untersagt. Es wird von den Riegenführern schwer bestraft.
Schwimme also mit deinesgleichen, die Strömung, die die Gruppe erzeugt, kommt dir zugute.“

Auch wenn Brasch in dieser Zeit erste Verbindungen zu Verlagen knüpft und mit dem damals in der DDR noch wohlgelittenen Günter Kunert einen Förderer findet, können derlei Texte selbstverständlich nicht erscheinen. Die Erstveröffentlichung dieser frühen Prosa-Notate führt vor Augen, dass Thomas Brasch sich zwar zeitlebens rastlos mit seiner Umwelt auseinandersetzte, seinen Stil als Prosa-Autor aber früh gefunden hatte: Mit beißender Ironie, in knapper, schmuckloser Sprache und aus einer furchtlosen, zuweilen kämpferischen Grundhaltung heraus wird er sich später auch mit den Widersprüchen der westdeutschen Wohlstandsgesellschaft auseinandersetzen. Den Widerstand gegen die Denkverbote unter dem Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht treibt er auf die Spitze.

Vom eigenen Vater ausgeliefert

1968 engagiert sich Brasch, der nun in Potsdam an der Filmhochschule studiert und mittlerweile von der Stasi überwacht wird, gegen den Einmarsch der Roten Armee in Prag. Nachdem er Flugblätter verteilt hat und auf der Flucht ist, wird er von seinem eigenen Vater, damals noch stellvertretender Minister, den Ermittlern ausgeliefert. Es folgen Verhaftung, Verhöre und schließlich eine Verurteilung zu 27 Monaten Haft.

„Einzelhaft - Die Einlieferung erfolgt ohne Widerstand. Die Umgebung wird wahrgenommen und es wird klar: Nun bin ich hier. Und hier sein heißt: Nicht verlassen können den verschlossenen Ort, der bald erkundet ist. Allein hier sein und manchmal begreifen: Ich bin eingesperrt. Ich werde festgehalten zwischen den Knochen des Kopfes, hinter der Haut des Gesichts. Hier muss ich bleiben. Immer.“

Es sind derartige, erstmals veröffentlichte Notate Braschs, die im Abgleich mit seiner Biografie deutlicher als je zuvor zeigen, wie eng bei ihm Leben und Schreiben verknüpft waren. Brasch zog die unmittelbare Auseinandersetzung mit der konkreten Lebenswirklichkeit der theoretischen Reflektion und Systemanalyse vor. Nach der vorzeitigen Haftentlassung wird Brasch ein Arbeitsplatz in einem Transformatorenwerk zugewiesen. Die Erlebnisse in den Arbeitsbrigaden, die Entfremdungserfahrungen in 12 Stunden Schichten an Maschinen, Berichte über gescheiterte Biografien, über Alkoholismus, Unglück und Republikflucht, aber auch über Liebesaffären oder Solidarität im Arbeitskollektiv verarbeitet Brasch in Erzählungen und Tagebüchern.

Die DDR als „Land ohne öffentliches Leben“

Die Archivarin und Herausgeberin Martina Hanf stellt diese Nachlass-Dokumente erstmals in den Zusammenhang der deutsch-deutschen Geistesgeschichte. Seinem Freund Rudi Dutschke, dem er seine Aufzeichnungen für ein geplantes Buchprojekt zukommen lässt, schreibt Brasch nach Westberlin:

„Es ist kein Dokument der Begegnung zwischen Intellektuellen und Proletariern in einem sozialistischen Land, sondern es ist das Dokument der Isolation eines Mannes in einem Land ohne öffentliches Leben. Ebendies ist der Grund, warum ich Euch die Aufzeichnungen gebe. Diese Isolation ist nur scheinbar ein psychologisches Phänomen, in Wahrheit ist es ein politisches. In einer Gesellschaft ohne öffentliches Leben ist die Vereinsamung ihrer politisch bewusstesten Glieder eine Hauptwaffe der mächtigen Gruppe.“

Obwohl er nichts veröffentlichen kann, schreibt Thomas Brasch unvermindert weiter, beginnt Vorarbeiten zu einem Roman und einem geplanten Prosa-Band beim traditionsreichen Rostocker Hinstorff Verlag. Seine Geschichten sind nicht explizit politisch, aber formulieren subkutan eine umso schärfere Kritik an den realen Verhältnissen. Braschs namhafte Fürsprecher, darunter Heiner Müller und Helene Weigel, können am Bann gegen den aufmüpfigsten der jungen DDR-Schriftsteller nichts ändern. Dabei richtet Brasch seine Literatur nie gezielt gegen die DDR als System. Es ist der Staat an sich, die Entfremdung und Entmenschlichung durch den Zwang zur Arbeit und Unterordnung, die Brasch um- und antreibt, im Osten wie im Westen. Hier rebelliert er gegen Zwangskonformismus und Unfreiheit, dort wettet er gegen die – Zitat – „westliche Konsumschiße“.

„Alles anders machen. Ohne Fabriken, ohne Autos, ohne Zensur, ohne Stechuhren.“

Dass Brasch DDR und BRD nicht gegeneinander ausspielte, sondern hier wie dort die Staatsmacht als solche in Frage stellte, wird etwa in der 1972 entstandenen Erzählung „1, 2, 3“ deutlich. Eine düster-sarkastische Geschichte über einen Republikflüchtling, dem von den DDR-Grenzern die Glieder zerschossen werden.

„Jetzt arbeitete er als Ansager im Fernsehfunk. Als er erfuhr, dass er in Westdeutschland das Recht hatte, öffentlich die Regierung zu beschimpfen, fuhr er nachts mit seinem elektrischen Krüppelwagen zur Warschauer Straße. Er schaltete den schnellsten Gang ein, streckte den Kopf nach vorn und fuhr auf die Mauer zu. Als sein Kopf mit der Mauer zusammenstieß, fiel er ab. Die Volkspolizei kam und fuhr den Mann ohne Beine und Arme und Kopf zum Übergang, trat gegen das Gestänge und ließ ihn in den Westen rollen. Jetzt war er da. Im Westen war er als Vogelscheuche tätig. Ein Angestellter des Senats spießte Siegfried Ullенbreck auf einen Stock und stellte ihn auf ein Rübenfeld an der Mauer.“

Für den weiterhin beim Rostocker Hinstorff Verlag geplanten Prosa-Band kommen derlei Geschichten natürlich nicht in Frage. Dort bewertet man Braschs Texte als „eitel“ und „antikommunistisch“. Die Veröffentlichung wird Jahr für Jahr verschoben, der Verlag verlangt tiefgreifende Änderungen, denn Brasch formuliert seine Wut gegen die Mächtigen immer offener.

„Was ich will, schrie er, diese Nabelschnur durchreißen. Die drückt mir die Kehle ab. Alles anders machen. Ohne Fabriken, ohne Autos, ohne Zensur, ohne Stechuhren. Ohne Angst. Ohne Polizei“

Archivmaterial über einen Cheflektor, der IM der Stasi war

Das schreibt Brasch im Erzählband „Vor den Vätern sterben die Söhne“, der später im Westen erscheinen sollte und ihn schlagartig berühmt machte. Wie Brasch zuvor mit seinem Lektor in der DDR um die Veröffentlichung gerungen hatte, hat die Herausgeberin des Sammelbandes, Martina Hanf, erstmals im Archiv des Hinstorff-Verlages recherchiert.

„Zum vereinbarten Termin lag das überarbeitete Manuskript tatsächlich vor, entsprach aber nicht den Erwartungen des Verlages, der intern feststellte, „dass Brasch sich formal zwar an die gegenseitig abgesprochenen Änderungsvorschläge gehalten habe, andererseits aber so viel politisch-ideologisch Verschärfendes, Einseitiges in das Manuskript eingearbeitet habe, dass eine Veröffentlichung dieses Textes außerhalb jeder Möglichkeit und auch jeden Willens des Verlages stehe.“

Mit der Übernahme des Hinstorff-Cheflektorats durch Horst Simon, der als IM für die Staatssicherheit berichtete, steht 1976 fest, dass Braschs Prosa in der DDR nicht erscheinen wird. Um diese Zeit bereitet der Westberliner Rotbuch Verlag unter Friedrich Christian Delius und auf Vermittlung durch Heiner Müller die Veröffentlichung des Bandes vor. Drei Monate später verlässt Thomas Brasch mit seiner Lebensgefährtin Katharina Thalbach per einmaliger Ausreisegenehmigung die DDR. Die Umsiedlung hat einen Bruch in Braschs Werk und in seinem Leben zur Folge. Mit dem Erzählband „Vor den Vätern sterben die Söhne“ hat er im Westen schlagartig großen Erfolg, er wird zum Medienstar der

sogenannten „Exil-Schriftsteller“ aus der DDR, ist als Dramatiker, Dichter und später gefeierter Filmemacher so gefragt wie als Talkshow-Gast.

Mediale Aufmerksamkeit als Form der politischen Vereinnahmung

Brasch erlebt die überwältigende Aufmerksamkeit als eine politische Vereinnahmung unter umgekehrten Vorzeichen. Kurz nach seiner Ankunft in der Bundesrepublik stellt er klar:

„Zum politischen Fall bin ich lange genug gemacht worden, das reicht. Dass die Leute mir in die Augen gesehen haben und nicht mich angesehen haben, sondern das Problem, das sie im Augenblick ganz gerne abhandeln wollen, das ist mir in der DDR oft genug passiert. Ich stehe für niemanden anders als mich.“

1977 etwa formuliert Thomas Brasch auf einer Pressekonferenz in Paris eine "Intervention gegen die Zensur im Osten und im Westen", oder teilt später in einer kämpferischen Replik auf eine Kritik von Marcel Reich-Ranicki mit:

„Ich bin nach wie vor Bürger der DDR, und alle zurückliegenden Konflikte zwischen mir und verschiedenen Institutionen meines Landes waren immer Konflikte über das Wie des Sozialismus, nie über eine Alternative zu ihm. Dass ich in West-Berlin lebe, heißt nicht, dass ich mich zum Anhänger der Geldgesellschaft zurückpervertiert habe, sondern dass ich wie viele Schriftsteller aus vielen Ländern den Ort meiner Jugend für eine Zeit verlassen habe, um nicht zu stagnieren.“

Als erzählender Prosaist tritt Brasch im Westen immer weniger in Erscheinung. Der Mauerfall lässt ihn zunächst fast gänzlich verstummen. Seine Ideen zu eher leichtfüßigen Fernsehfilmen und -serien über das Nachwende-Berlin werden nicht realisiert. Immerhin macht er mit Veröffentlichungen in Medien des gesamten politischen Spektrums als bekennender Anarchist und Gegner jeder staatlichen Ordnung von sich reden. Brasch, der zugleich Lebemann und Einzelgänger war, verschanzt sich zunehmend isoliert in seiner mondänen Wohnung direkt am Berliner Ensemble.

Widersprüchen entgegnet, als Autor Gehör finden

Die ein Jahrzehnt andauernde Arbeit an seinem Romanprojekt über den Mädchenmörder Karl Brunke, das im vorliegenden Band aus Platzgründen fehlt, hinterlässt neben 15.000 Manuskriptseiten auch schwere gesundheitliche Schäden aufgrund von Braschs ausuferndem Zigaretten-, Alkohol- und Kokain-Konsums. Eine der wenigen Erzählungen, die Brasch in den Neunzigerjahren noch veröffentlicht, erscheint ausgerechnet beim Wettbewerb für erotische Literatur des Herren-Magazins Playboy. In unverblümt süffiger Manier erzählt Brasch von einem Maler, der, um seine Schulden zu begleichen, die 18-jährige Tochter des Bankdirektors porträtiert.

„Jetzt, wo ich das schreibe, mit eben dieser Hand, wenn sie den Mut hätte, Deinen Knien, diesen beiden Wächtern Deines Schoßes, zu entgehen, um sie über den weichen, kräftigen Weg zwischen Deinen sich langsam öffnenden Schenkeln dorthin sanft zu zwängen, gegen den sich als Widerstand verkleidenden Druck, dorthin, wohin sie in Wahrheit gehört und wo sie die schönste Wunde der Welt mir öffnen würde.“

Auch in dieser Hinsicht hält das Konvolut von Thomas Braschs gesammelter Prosa neue Einblicke und einige Überraschungen bereit. Im Zentrum dieses von Martina Hanf umsichtig edierten und hintergründig kommentierten Bandes steht derweil eine Erkenntnis, die auch neue Perspektiven auf die Debatte um Deutungshoheiten der DDR-Vergangenheit öffnet. Auf beiden Seiten der Mauer galt Thomas Brasch vor allem als Provokateur und Dissident. Im Osten bedeutete das Haftstrafe und Zensur. Im Westen mündete es in einer anderen Form der Unfreiheit, nämlich in der markttauglichen Etikettierung als rebellischer DDR-Autor, die wichtiger wurde als die literarische Qualität seiner Werke. Es ging Thomas Brasch nicht darum, ob er im vermeintlich richtigen oder falschen Land lebte, sondern um die Herausforderung, den Widersprüchen, denen man hier wie dort begegnete, entgegenzutreten und als Autor Gehör zu finden.